

Nr. 211. Bromberg, den 13. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(13. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Wenn du es einem nur nit so schwer machen wolltest."

Und der Bauer mit leise wehmütigem Lächeln: „Eine Wette gehe ich in meinem Leben nit wieder ein."

„Du, auch dafür lege ich die Hand nit in das Feuer."

Da lachte der Mann so laut auf, daß die Mägde draußen verwundert die Köpfe zusammensteckten. Ihre Verwunderung ward größer, als der Bauer kurz darauf mit grimmigem Gesicht über den Hof ging. Daß er dies Gesicht erst unter der Haustür aufgesteckt, wußten sie nicht.

„Albin", rief er den Knecht an, „die Faulenzerei ist jetzt vorbei. Jetzt heißt es zugreifen."

„Hab ich immer gemacht."

„Richtig. Bist der Unebenste nit, aber jetzt muß das noch anders gehen."

„Mehr wie arbeiten kann kein Mensch."

„Kommt bloß drauf an, wie er arbeitet. — Der Rudolf ist fort."

„Der — ist — fort?" Dem Knechte blieb der Mund offen stehen. „Wegen . . ."

„Brauch keine Maulaffen. Mach's Maul wieder zu. Gar nit: Wegen. Er hat's gewollt. Will sehen, wie's andern Leuten zumute ist bei ihrer Arbeit und ist recht, daß er so denkt und freut mich. Könnte keinem schaden, wenn er wüßte, wie's hinter dem Berge aussieht und das Brot an fremdem Tische schmeckt."

„Da hast du recht, Bauer."

„Also. Und nun müssen wir zwei den Rudolf ersetzen. Hopp, faß an. Ich will dir zeigen, daß das geht."

Hei, wie die Arbeit flog, und wie die Stunden flogen.

Die Nächte aber ließen sich nicht ausschalten. So kurz sie waren, sie waren lang genug zum Nachdenken. Und die Gedanken waren so schwer, daß sie dem Hohlöfner die Aussicht auf den Spaß, den er sich zu erhaschen gedachte, oft genug verdunkelten.

Etliche Tage darauf schrieb Rudolf, daß er mit einem Regimentskameraden zusammen im Bergwerk arbeite.

Die Hohlöfnerleute saßen am Abend am Tische. Es war still. Sie sahen aneinander vorüber. Schwerfällig stieß eine späte Fliege laut brummend gegen die Fensterscheiben. Der Hohlöfner stand auf, zerdrückte sie und ging dann mit langen Schritten in der Stube auf und ab. Alles geschah schweigend unter einem dumpfen Drucke, und der Mann preßte im Hin- und Hergehen die breite Hand auf die Brust.

Schließlich löste sich die Spannung in einem: „Dunnerlichting, Dunnerlichting!" Die Schritte wurden rascher. „Mußte denn das sein? Ausgerechnet in die Grube?"

„Wird halt nit anders gegangen sein. Denkst du, in der Stadt haben sie auf ihn gewartet und ihm den feinsten Posten präsentiert: Da hast du, weil du dem Hohlöfner aus Schönbach sein Sohn bist. Hast du das gedacht?"

„Red kein dummes Zeug, Mutter. — Aber gerade das Bergwerk!"

Minna Korn war eine kluge Frau. Der Mann tat ihr leid, aber sie drängte ihn mit Absicht tiefer in seine Not hinein. Die Stimme dämpfend, trauriger scheinend, als sie war, begann sie: „Man muß sich das einmal ausdenken. In der Grube kommt fast jeden Tag einer zu Schaden."

Das verfing nicht. Minna Korn hatte ihres Struwelkopfs Gedanken noch nicht ganz erfaßt.

„Das ist's nit", polterte der Mann. „Auf dem Felde kann ihn der Blitz erschlagen, im Holze ein Stamm. Das ist's nit, aber — — so tief unter der Erde, keinen Himmel über sich!"

Da wußte die Frau Bescheid. Die Kerbe war engehauen, sie schlug fest darein.

„Kein Linsele Sonne! Und kein Vögele, das ihm singt, und keine Blume, die ihm blüht."

„Was macht er sich aus den Blumen, aber . . ."

Die Frau fand den rechten Weg. „Und kein Kornfeld!"

„Ja, kein Kornfeld!"

„Und unser Korn steht so dick, und der Hafer ist so lang! Und er kann nit auf dem Rain hingehen, die Ähren in die Hand nehmen und sagen: Das habe ich gebaut! — Wo er sonst die Hand aufhalten und sich die Sonne hineinscheinen lassen konnte, da ist's jetzt finster. Er hat immer so gerne auf dem Nußbühl gestanden und sich umgeguckt, hat den Bergkirchenturm über dem Walde gesehen . . ."

„Mutter!" Der Bauer lief im Sturmschritt hin und her. „Hör auf, es langt." Er hieb zornig durch die Luft. „Und nix ist, das einen ein bissel freuen tät! Warum kommt nit wenigstens das Berteles Mädel einmal her? Hab die ganzen Tage her schon auf sie gelauert, aber sie macht sich so rar wie eine Stecknadel in den Dielenritzen." Er begann zu poltern. „Ist das eine Art? Ich dächte, wenn sie unseren Jungen haben will, könnte sie sich auch ein bissel um die Alten kümmern. Aber so sind sie. Taugt heute eine nit mehr wie die andre. Sind alle miteinander nit wert, daß man sich um sie kümmert."

Minna Korn lächelte leise. „Hast recht, Vater. Hätt sich wohl ein bissel nach uns umtun können, wird sich's nur nit getraut haben."

„Nit getraut? Soll ich's ihnen etwa noch leichter machen, als ich's ihnen schon gemacht habe?"

Die Bäuerin hatte es auf der Zunge, zu sagen: Hast es ihnen wahrlich leicht genug gemacht, aber sie schwieg. Der Mann warf sich in die Sofaecke und langte nach der Zeitung, die Bäuerin ging, in der Wirtschaft noch einmal zum Rechten zu sehen, und draußen feierte ein stiller Sommerabend. Die Frau kehrte nach kurzer Zeit zurück, und eine kleine halbe Stunde später trat das Mariele in die Stube, lebhaft von der Hohlöfnerin begrüßt. Heinrich Korn nahm es für Zufall, daß sie kam. Die kleine Magd hatte ihre Sache gut gemacht. Marie Berteles verriet mit keinem Wimperzucken, daß die Bäuerin nach ihr geschickt. Mit dem über-

legenen Feingefühl des Weibes fand sie sich in die Sachlage. „Guten Abend", grüßte sie.

Die Hohlöfnerin streckte ihr schon von weitem die Hand entgegen. „Guten Abend, Mariele. Das ist recht, daß du dich einmal nach uns zwei alten Leuten umsiehst. Gerade vorhin haben wir von dir geredet."

Heinrich Korn saß brummend in seiner Sofaecke. Die Bäuerin nötigte das Mädchen, sich an den Tisch zu setzen, aber sie wußte es so einzurichten, daß der Hohlöfner nur ihren Rücken sah. Und das verdroß ihn. Er hätte viel lieber das gute Gesicht gesehen.

„Was macht die Mutter?" fragte die Hausfrau.

„Es geht ihr nit gut. Sie hat immer ihre Not, und wenn ich ihr auch die Arbeit abnehmen will, sie leidet es nit, denkt immer, es geht nit ohne sie."

„Lernt's auch nit, die Frau", kam es knurrend aus der Sofaecke. „Geht freilich ohne die Alten. Die Jungen machen ihr Zeug heutzutage für sich, brauchen uns nit mehr."

Heinrich Korn stopfte sich eine Pfeife, seine Frau lächelte und nickte dem Mädchen zu.

„Ist nit so schlimm, gelt, Mariele? Weißt schon, was du deiner Mutter schuldig bist. — Hast du nit auch einen Brief gekriegt?"

„Ja. Da ist er." Das Mädchen zog einen Brief aus der Tasche. Minna Korn schob ihr den anderen zu. „Da lies, was der Rudolf an uns geschrieben hat."

Sie lasen, der Hohlöfner paffte und war wütend, daß seine Frau den Brief, den Marie Berteles erhalten, nicht laut vorlas. Ja, sie tat nicht einmal, als wollte sie ihm den Brief geben, sondern legte ihn lächelnd auf den Tisch zurück.

„Er hat's gut getroffen, der Rudolf; hat schon immer so große Stücke auf den Frieders gehalten und oft von ihm erzählt, und nun ist er mit ihm zusammen."

„Korns Mutter", sagte das Mädchen mit schwingender Stimme, „gut hat er's doch nit getroffen!"

„Warum denn nit? Die Bergleute verdienen unter allen das meiste Geld."

„Ja aber, wenn da so ein Stein herabfällt. Und dann schießen sie doch auch da drunten."

„Sogar mit Pulver", grollte es vom Sofa her. „Ist das ein Getue! Hat früher auch schon geschossen, der Rudolf."

„Aber nit so tief unter der Erde." Marie Berteles wandte den Kopf ein wenig.

„Unter der Erde oder auf der Erde ist egal. Schießen ist Schießen."

„Da bin ich doch nit deiner Meinung, Vater", warf die Bäuerin bedächtig ein.

Der Hohlöfner war selber nicht seiner Meinung, aber er wehrte sich. „Das verstehst du nit, Mutter."

„Nein, Vater, aber auf der Erde kann man aus dem Wege gehen. Dort drunten nit."

Das war es ja, was sich der Bauer auch sagte, aber er murrte weiter: „Werden sich schon zu helfen wissen, ist nit unsre Sache. Jeder liegt, wie er sich das Bett macht." Um ein Haar wäre das Mariele eingeschüchtert worden. Die Bäuerin aber nickte ihr wiederum zu. „Sage ich auch. Deswegen brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Ich denke, der Rudolf wird seinen Spaß daran haben. Er hat sich ja immer in alles geschickt. — Wie steht denn euer Korn, Mariele?"

„Das wird eine traurige Ernte. Was der Hagel zusammengeschlagen hat, steht halt doch nit wieder auf."

Minna Korn strich ihr über die Hand. „Werdet nit verhungern, ihr zwei. Da sind wir auch noch da."

Die Reden gingen hin und her. Eine Weile hielt es der Hohlöfner noch in seiner Sofaecke aus. Dann stand er auf, trat an den Tisch, ließ sich dem Mädchen gegenüber nieder, nahm den Brief, der da noch lag, las ihn und legte ihn wortlos wieder auf seinen Platz. Die Rauchwolken wirbelten immer dicker aus seiner Pfeife, aber er schwieg. Von unten her aber sah er dem Mädchen mit scharfen Augen in das offene, klare Gesicht, und sein Blick fing sich jedesmal in dem feingekräuselten Blondhaar über der Stirn. Als das Mariele im Plaudern einmal spielerisch einen der langen Zöpfe aufhob und um sich, wie es ihre Gewohnheit war, um das Handgelenk wickelte, lächelte der Bauer sogar mit verkniffenem Munde vor sich hin.

Die Zeit wanderte, das Mariele erhob sich: „Ich will heimgehen."

„Ich gehe ein paar Schritte mit dir." Minna Korn erhob sich, nickte ihrem Manne zu: „Warte auf mich, Vater, ich bin bald wieder da. Bloß ein paar Schritte, weil's so schön draußen ist."

Vor dem Tore schob sie ihren Arm in den des Mariele. „Mußt nit denken, daß der Vater böse wäre."

„Korns Mutter, da ist nix zu denken, er ist böse. Ich bin's anders von ihm gewöhnt."

Die Bäuerin streichelte ihre Hand. „Mußt noch viel lernen, Mariele. Auch die besten Männer haben ihren Kopf für sich. — Klug ist nit falsch. Falsch darf eine Frau nit sein, aber klug muß sie sein für zwei, ach nein, für viel mehr, für ihren Mann und für jedes Kind extra. Und muß auch für jedes ein extra Herzkämmerlein haben, Mariele. Das ist wie im Hause. Allen zusammen die große Stube und jedem eine Kammer extra. Brauchst keine Angst zu haben. Es ist nit schwer, allen ihr Teil zu geben, gar nit. Der Vater ist nit böse, verlaß dich drauf. Ich kenne ihn doch. Es juckt ihm lange in den Fingern, dich wieder an deinen Zöpfen zu zupfen. Paß auf, das geschieht bald einmal wieder."

„Wenn's nur heut schon geschehen wär."

„Nur nit gleich zuviel verlangen. Er kommt doch noch nit einmal, des Rudolfs wegen, mit sich selber zurecht. Wie soll er da dich gleich noch mitnehmen. Nit gleich zuviel verlangen.

„Korns Mutter, ist Euch wirklich nit bange um den Rudolf?"

„Aber gar nit. Ich möchte doch auch wissen warum."

„Mir ist bange. Da drunten in der Finsternis . . ."

„Sieht er immer jemand vor sich, der lange, lichte Zöpfe hat."

„Ach — — und da ist's so still."

„Dafür hört er jemand, den er am liebsten hört."

„Und . . . und da passiert soviel Unglück."

„Auf der Erde noch viel mehr. Mußt nit so dumme Gedanken haben, Mariele. Was soll denn das werden? Meinst du, ich hätt den Jungen nit grade so gern wie du ihn hast? Ehebevor er noch sonst jemandes war, war er mein. Ich habe ihn grad so gern wie du, aber Angst um ihn? Nit ein Linsele. Meinst du, da geschähe etwas von ungefähr? Müßte doch ein armer Stümper sein, der Herrgott, wenn er eine so kreuzverdrehte Geschichte geschehen ließ, so aus einem Körnlein Sand einen Berg machte, wenn nix Gutes dabei herauskommen sollte. Wir wollen übers Jahr wieder darüber reden, Mariele. Und das will ich dir noch sagen: Ja nit den Kopf hängen lassen. Werde wieder, wie du immer warst. So. Für heute ist genug geredet. Da will ich umdrehen."

Sie reichte dem Mariele die Hand. Grade als die zwei auseinandergehen wollten, grüßte sie einer mit einem hellen: „Guten Abend."

Die Hohlöfnerin erkannte den Grüßenden an der Stimme. Es war der junge Lehrer, und den hatte sie mütterlich lieb, den einsamen, kranken, jungen Menschen.

Herzlich und freundlich erwiderte sie den Gruß, und Lehrer Siebert trat an die zwei heran.

„Na, Herr Lehrer", fragte die Bäuerin, „noch spazieren gehen? Ist recht. An solch einem Abende geht man nit gern ins Bett. Nit wahr, es läßt sich auf dem Dorfe leben? Die Abende macht uns die Stadt nit nach."

„Ich gehe auch nicht wieder in die Stadt", sagte der Lehrer leise, und seine Worte hatten einen traurigen Unterton.

Sie hörten ihn beide, die Hohlöfnerin und das Mariele, aber während das Mädchen nicht zu antworten vermochte, weil sie nicht unwahr sein wollte, wußte sich Minna Korn zu helfen. „Ist recht, Herr Lehrer, ist recht. Hat Sie jeder gern, vor allem die Kleinen. — Wollen Sie nach den Bodenwiesen?"

„Nein. Ich will an die Bärenäcker. Da schlägt eine Wachtel."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Schwedenfahrt.

Tagebuchblätter einer Sommerreise
von M. H.

(4. Fortsetzung).

Säterdalen.

Säter ist ein kleines Städtchen an der Bahnstrecke, die von Uppsala in nordwestlicher Richtung nach Dalarna hinein und nach Rättvik führt. Wenn man auf dem kleinen Bahnhof den bequemen Zug verläßt, um, einem Ratschlag folgend, schnell das Sätertal zu besichtigen und mit dem nächsten Zuge weiterzufahren, ahnt man nicht, daß man in einen idyllischen Winkel geraten ist, aus dem man so bald nicht wieder herausfindet.

Man ließ sich sagen, daß Säter durch sein Tal berühmt sei. Wenn man aber an einem Tage eintrifft, an dem das Thermometer 35 Grad im Schatten zeigt, fragt man statt nach dem Tal zunächst nach einer Badestelle und findet diese schließlich auch in einem hübschen, z. T. von Wald umstandenen See. Dann speist man gemächlich — das Tal wird ja nicht fortlaufen — und macht sich langsam auf den Weg, an dem auf einer der Tafeln steht: „Till Dalen!" — „Zum Tal."

Und dann, dann kommt die große Überraschung, die das Erlebnis dieses Tales noch um etliche Grade erhöht.

Der Weg mündet aus der Ebene plötzlich in einen schmalen, dämmerigen von Baum- und Buschzweigen überdachten Gang, der sanft abfällt. Durch das Laubwerk ist ein Sausen und Brausen vernehmbar, das man sich zunächst gar nicht erklären kann. Je tiefer man steigt, desto lauter wird das Geräusch. Es ist ein wuchtiges zischendes Dröhnen. Man dringt durch einen schmalen Steg zwischen Erlen und Buchen, an Haselnußsträuchern und Farnkraut zur Talsohle vor und steht an einem Wasserfall. Dröhnend stürzen die Wassermassen auf die Felsen nieder, die hier durch die Wucht des reißenden Elements von aller Erde und jedem Körnchen Sand entblößt sind. Wie die feuchten Rücken einer Nilpferdherde liegen die Felsblöcke da und eine Wolke zertrümmerter Wasserteilchen hängt perlend, zerplatzend, immer wieder aufsteigend über ihnen, wie aus tausend winzigen Fontainchen zusammengesetzt. Wenn die Sonne hinter uns stände, müßte sie hier einen Regenbogen hinzaubern, durch den das Wasser sich tobend eine Bahn bräche wie durch ein Tor.

Langsam geht man bergab neben dem klaren Wasser des Falles. Am jenseitigen Ufer steigt eine Bergwand steil auf. Prächtige Tannen recken sich riesenhaft himmelwärts, dahinter andere Nadelhölzer und Laubbäume. Je weiter man schreitet, desto breiter dehnt sich das Tal, gibt einer lieblich von Birken umstandenen Wiese Platz. Rechts und links grenzen sanft ansteigende Höhen mit Waldbestand das Bild ab. Auf den Stämmen da oben liegt das Rotgold der untergehenden Sonne, hier unten im Tale beginnt bereits ein erstes Dämmern.

Kleine Brücken und Stege führen über das Wasser, dessen Lauf sich zu teilen beginnt, immer langsamer wird. Man geht neben einem Hauptarm einen stillen Pfad zwischen hohen Bäumen. Das bläuliche Dämmern steigt an den Talwänden hoch, erklimmt die Tannen, geht höher, bis zu den Spitzen. Unser Pfad wird eingeengt durch mannshohes Farnkraut. Es ist unendlich still um uns, bis einige aufgescheuchte Krähen mit häßlichem Krächzen das Schweigen zerreißen und es dann, wenn sie sich wieder beruhigt in ihrem Horst niedergelassen haben, noch unheimlicher erscheinen lassen. Das Wasser, das dort oben reißend und klar zu Tale stürzte, ist hier breit auseinandergelaufen. Es wirkt wie stehendes Wasser und die weißen schäumenden Sturzbäche scheinen hier schwarz wie Moorgewässer. Graue Schleier wehen darüber hin. Von fernher hört man das Gurren wilder Tauben.

Und am nächsten Tage nimmt man einen anderen Weg, ein Seitental hinauf über eine blühende Wiese mit Taglichtnelken und hohem Gras und hat von einer natürlichen Kanzel einen Blick an Birken vorbei über das Tal mit dem Bach, den Brücken, den Tannen. Vor uns die abfallende Wiese, jenseits des Wassers die Talwand, ganz sanft und terrassenförmig ansteigend mit einzelnen Baum- und Buschgruppen. Ein Bild von so berauschendem Liebreiz, daß einem die Tränen in die Augen treten und die Hände sich ohne jeden Willensentschluß falten.

Oder man sitzt bei aufgehender Sonne auf einer Anhöhe, unter sich ein Meer von Bergwipfeln aller Art, vom zartesten Hellgrün der Birken bis zum Blaugrün der Edeltannen. Goetheverse zwängen sich wie ein Gebet auf die Lippen.

Und jeden Tag entdeckt man neue Schönheiten, verborgene Pfade, Ausblicke, lauschige Plätze. Und kann sich nicht losreißen von dem Tale, in dem Liebreiz und Melancholie, tosende Kraft und sanftes Idyll so dicht nebeneinander wohnen.

In einem Gedicht, das das Sätertal besingt, wird von den wilden Tauben erzählt, die nach dem Norden ziehen und dabei über das Sätertal kommen. Die Lieblichkeit des Tals hält sie auf, läßt sie rasten — aber schließlich auch nicht weiter ziehen. Sie bleiben in dem schönen Sätertal.

Es geht nicht nur den wilden Tauben so. Aus dem einen Zuge, den man überspringen wollte, sind 10 oder 15 geworden.

Am Siljansee.

Dalarna oder Darlekarlien — das soll die schönste Landschaft Schwedens sein. Und eine der reichsten. Und eine, in der die schönsten Menschen Schwedens leben und auch die treuesten.

In Säter hat man diesen Behauptungen schon halb und halb zustimmen müssen. Am Siljansee, dem „Auge Darlekarliens" ist man restlos überzeugt.

Der Zug, der durch diese Landschaft fährt, braust an reichen Feldern und satten Weiden vorbei, an vielen Seen, umgeben von dichten Nadelwäldern, an Hügeln, die in der Gegend von Falun die ertragreichen Kupfergruben bergen. Und dann immer und immer wieder vorbei an diesen vielen reizvollen Waldseen, die manchmal herb-melancholisch, manchmal lieblich sind.

Die Menschen, schlank und hochgewachsen, sind zurückhaltend, aber freundlich im Verkehr mit den Fremden. Ihre Gesichter haben etwas von der Landschaft: Sie sind herb in ihrer ebenmäßigen Schönheit, aber das Blau der Augen, die in den Gesichtern wie die Seen in der Landschaft liegen, hebt diese Herbheit wieder auf, gibt ihnen etwas Mildes, das durch das Blond des Haares noch unterstrichen wird. Dazu kommt bei den Frauen die hübsche bunte Tracht, die in jeder Gemeinde leichte Abweichungen aufweist. In Leksand z. B. wird ein weißes Schultertuch und ein spitz zulaufendes weißes Häubchen getragen, in Rättwik degegen ist eine schwarze runde Mütze Mode.

Zu diesen schönen Frauen passen die kraftvollen Gestalten der Männer, die bis in die untersten Schichten hinein einen intelligenten Eindruck machen. Manchmal trifft man beim Baden Männer, die man infolge ihres vornehmen Verhaltens und ihrer intelligenten Gesichter für Studenten oder Angehörige begüterter Schichten hält. Wenn sie dann die gleichmachende (aber in Schweden nicht immer getragene) Badehose ab- und ihre Kleidung anlegen, sieht man, daß es Transportarbeiter oder Handwerker sind. Ein gutes Einkommen bewahrt vor Entbehrungen, die allzu oft ihre Merkmale in die Gesichter der Menschen graben. Ein vorbildliches Schulsystem sorgt für gute Ausbildung und selbst den ärmsten Knaben und den ärmsten Mädchen steht der Weg zur Universität offen. Die Unkosten trägt der Staat. So entstammen heut die bedeutendsten Männer schwedischer Wirtschaft, Literatur oder Politik zum großen Teil den minderbemittelten Schichten. Schließlich bewahren hervorragende natürliche Veranlagungen des Charakters vor Ausschweifung und Degeneration. Auf diese Weise kann sich ein Schlag Menschen erhalten, den man um seine innerlichen und äußerlichen Qualitäten beneiden darf.

Die Männer von Dalarna haben in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle gespielt. Es waren immer wohlhabende Menschen, die hier wohnten, sowohl die Landwirte, die durch den guten Acker reich wurden, wie auch die Bergleute, die Mitinhaber der Gruben waren. In diesen Männern lebte stets der Wunsch nach Selbständigkeit. Als die Dänen in das Land gekommen waren und es bedrückten, sammelte Engelbrecht Engelbrektsen seine Dalekarlier um sich und ging mit ihnen Stockholm befreien. Als die Dänen die neuen Heerhaufen sahen, fragten sie die Stockholmer, wieviel Krieger vor den Toren der Stadt wohl

liegen mögen. Zweitausend war die Antwort. Und als die Dänen fragten, womit man diese vielen Menschen denn ernähren wollte ward ihnen zur Antwort: „Wenn die Not es erfordert, essen diese Männer auch Rindenbrot und trinken Wasser." Da hielten es die Dänen für besser, abzuziehen.

Auch Gustav Vasa fand in Dalarna die ersten Männer, die sich in seine Reihen stellten, als er suchend durch das Land reiste, um eine Armee zur Vertreibung der Dänen aufzustellen.

In einem schwedischen Volksliede werden Dalekarlien und die Treue seiner Bewohner auf folgende Weise besungen:

Ich weiß ein Land, weit droben im hohen Norden,
Nicht warm, nicht reich wie die Länder des Südens,
Doch die Herzen schlagen dort für Mannesmut,
ja Mannesmut.
Er wohnt am grünen Gestade des Siljan.
Und Wälder rauschen dort in dunkler Pracht,
Und Flüsse brausen dort von Gegend zu Gegend.
Ein herrliches Land, ein herrliches Land,
Ihr guten Dalarmänner, ihr guten Dalarmänner!
Und wer dieses Land einmal geschaut,
Der sehnt immer wieder sich nach ihm zurück.

(Schluß folgt).

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Zu ihrem hundertsten Geburtstag am 13. September 1930.)

Von E. C. Haedicke-Berlin.

Am 13. September jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an dem Marie von Ebner-Eschenbach als Tochter des österreichischen Majors Grafen Dubsky bei Ungarisch-Hradisch im östlichen Mähren geboren wurde. Schon als Kind begann die begabte und klargeistige kleine Marie zu fabulieren und war bereits in ihrem vierzehnten Lebensjahre entschlossen, „eine große Schriftstellerin" zu werden. Was die Vierzehnjährige sich überschwenglich vorgenommen, hat sie gehalten: Marie von Ebner-Eschenbach ist bis in ihr spätes Alter — sie verließ diese Welt im Jahre 1916 — produktiv gewesen.

Marie von Ebner-Eschenbach stand im Anfang ihrer dichterischen Laufbahn unter dem auf sie mächtig wirkenden Einflusse Schiller'scher Dramatik und schrieb selbst zunächst Dramen, darunter „Maria Stuart von Schottland". Obwohl es ihren dramatischen Versuchen nicht an Kraft und Gestaltungsvermögen gebrach, fühlte die Dichterin mit wachsender Reife bald, daß ihr eigentliches Können das Erzählen war. So trat sie denn 1875 mit einem Bande „Erzählungen" an die Öffentlichkeit und im Jahre darauf mit „Bozena", einem Roman aus dem böhmischen Volksleben, in dem sie sich als ausgezeichnete Menschendarstellerin und begabte Erzählerin von maßvoller Realistik erwies. Jedoch erst um die Mitte des nächsten Jahrzehnts begann die Öffentlichkeit, sich für die neue Erscheinung an dem reichbestirnten literarischen Himmel Österreichs zu interessieren, besonders dann, als sie durch ihre „Aphorismen" Zeugnis davon ablegte, daß sie ihre Beobachtungen und Erfahrungen durch Logik und Witz zu keltern und treffend wiederzugeben verstand. Aussprüche wie „Je weiter unsere Erkenntnis Gottes dringt, um so mehr weicht Gott vor uns zurück" oder „Verständnis reicht oft weiter als Verstand", werden nie ihre Gültigkeit verlieren.

Marie von Ebner-Eschenbach ist von dem Auf und Ab der literarischen Richtungen des ausgehenden Jahrhunderts, dem „fin de siècle", den literarischen „Ismen" des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts unberührt geblieben. Ihre Form war ihr durch ihren schlichten, klaren, immer belebten Stil gegeben; sie hat nie Versuche gemacht, sich über sich selbst zu steigern. Sie trat nicht als theoretische Kämpferin für die Probleme der modernen Gesellschaft auf, aber wo solche unmittelbar an sie herantraten, erwies sie sich als großzügig und verständnisvoll, obgleich sie im Grunde durch Geburt und Tradition gebunden war. Ihre echte Fraulichkeit gab den Dingen eine unproblematische, natürlich-freie Würdigung.

Was ihre Gestalten — sei es die schlichte Frau, die sie in „Lotti, die Uhrmacherin" schildert, oder in den „Spätgeborenen" der Bureaumensch, der ein heimlicher, fruchtbarer Dramatiker ist — uns so unmittelbar nahe bringt, ist, daß sie mit so viel liebendem Verstehen und fast mütterlicher Sorgfalt gezeichnet wurden. Marie von Ebner-Eschenbachs Menschen sind gut, und man glaubt, daß sie es sind. Sie selbst lebte mit dem Freiherrn von Ebner-Eschenbach in kinderloser Ehe, aber sie konnte mit Recht von sich sagen: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder". Ihre Gestalten — seien es Schloßherren oder Menschen des Kanapees — sind Kinder des Herzens, Kinder der Liebe. Und nicht nur Menschen, alle Kreaturen Gottes lebten im Herzen der Dichterin, schenkte sie uns doch in „Krambambuli" eine unvergleichliche Hundegeschichte. — In den „Freiherrn von Gemperlein" werden uns die Vertreter zweier Weltanschauungen, der alten aristokratisch-konservativen und der modernen demokratisch-freidenkerischen, zwei Brüder, die sich zornig befehden und doch auf das zarteste lieben, mit solcher Plastik und Lebendigkeit geschildert, daß die kleine Novelle allezeit zu den Meisterwerken deutscher Erzählerkunst gehören wird.

Dem billigen Geschmack des Publikums ist Marie von Ebner-Eschenbach nie entgegengekommen. Sie schmeichelte ihren Lesern nicht mit Zuckerbäckereien und erotischem Schaum; ihre Erzählungen sind schlicht und ehrlich und nie auf „happy ends" dressiert. Gewiß mag uns vielleicht heute Marie von Ebner-Eschenbachs Realistik nicht mächtig genug, ihre weltanschauliche Formulierung nicht hinreichend scharf erscheinen; aber der frauliche Geist ihrer Novellen und Romane, die Güte, die alles durchdringt, werden Marie von Ebner-Eschenbachs Schöpfungen lebendig erhalten.

Spätsommertag.

Ein leiser Hauch von irgendwo.
Es knarren Pflüge, die durch Stoppeln gleiten,
Ein Käfer sägt am Weg im Stroh
Und Grillen zirpen an den Ackerseiten.

Ein müdes Lied von irgendwann
Summt alte Dinge durch die fahlen Gräser,
Die Melodie vom Hüpfenmann,
Den Baß am Weiher spielt der Unkenbläser.

Ein stiller Gruß von irgendwem,
Geflüstert von den dürren Halmen leise;
Sie raunen noch von dem und dem
Und munkeln viel von einer großen Reise.

Es hofft der Sämann irgendwas,
Von junger Saat, dieweil die Stoppeln stechen.
Im Halmzeug klingt's wie dünnes Glas,
Wenn ungefüge Hände es zerbrechen.

Sepp Bauer.

 **Bunte Chronik** 

*** Selbstmord einer Zehnjährigen.** In einer Ortschaft im Kreise Wohlau in Schlesien hat das zehnjährige Töchterchen eines Landwirtsehepaares unter ungewöhnlichen Begleitumständen und aus eigenartigen Motiven heraus Selbstmord verübt. Kürzlich war eine Freundin des Kindes bei einem Brandunglück ums Leben gekommen. An dem Begräbnis der Verstorbenen hatte sich das halbe Dorf beteiligt, und es waren viele Kränze gespendet worden. Die Selbstmörderin schrieb nun auf einen Zettel, sie wolle auf die gleiche Weise sterben wie ihre Freundin und ein ebenso schönes Begräbnis haben. Diesen Zettel heftete das Kind an die Tür. Hiernach begoß es sich in Abwesenheit der Eltern die Kleider mit Spiritus und zündete sie an. Einer lebenden Feuersäule gleich, lief das Mädchen dann vor Schmerzen aus dem Hause durch das Dorf. Ehe man ihr aber helfen konnte, hatte das Mädchen bereits lebensgefährliche Brandverletzungen davongetragen, die den Tod herbeiführten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.